

Die Sanitätswarte

Organ zur Vertretung

der Interessen des gesamten Personals in Kranken- und Irren-Anstalten, Sanatorien, Heil-,
Pflege- und Bade-Anstalten, Massage- und Wasserheil-Instituten, Kliniken, Seebädern u.

Beilage zu „Die Gewerkschaft“.

Redaktion und Expedition: Berlin W. 30,
Hinterfeldstr. 24. — Fernsprecher: Amt 9, 6488.
Redakteur: Heinrich Bürger.

Berlin,
den 18. August 1905.

Erscheint alle 14 Tage, Freitags.
Bezugspreis inkl. „Die Gewerkschaft“ viertel-
jährlich durch die Post (ohne Bestellgeld) 2.— M.
Postzeitungs-Liste Nr. 3164.

Inhalt:

Unser Programm VIII. Arbeitslosen-Unterstützung für das
Krankenpflege-, Bade- und Massage-Personal. — Aus unserer Ver-
wegung. Gerichtsverteilung. Verschiedenes. — Die Rondschein-
Dampferfahrt zum „Wendenschloß“ bei Grünau. — Krynjeien.

Unser Programm.

VIII.

(Fortsetzung der Reichstagsdebatte über die Zustände in Krankenhäusern.)

Meine Herren! Ich habe mir auch heute wieder erlaubt, Ihnen eine ganze Reihe von Tatsachen anzuführen, aus denen Sie, wenn der gute Wille vorhanden ist, den Schluß ziehen können, daß es außerordentlich bedauernd in unseren Krankenhäusern aussieht. In den privaten, städtischen und auch in den staatlichen Anstalten. Sie werden weiter, wenn Sie meinen Darlegungen gefolgt sind, den weiteren Schluß ziehen müssen, daß diese Zustände einer dringenden Änderung bedürfen.

Nun bin ich mir vollständig darüber klar, daß mir hier im Reichstag schwerlich grundlegende Änderungen beschließen können, denn das ist eigentlich Sache der einzelnen Landtage, der einzelnen Kommunalverwaltungen. Aber, meine Herren, ich fühle hier auf dem § 42 des Reichsgesetzes. Dieser sagt ausdrücklich, daß der neue Reichs-Gesundheitsrat beauftragt ist, den Landesbehörden Rat zu erteilen. Er kann sich, um Auskunft zu erhalten, mit den ihm zu diesem Zweck bezeichneten Landesbehörden unmittelbar in Verbindung setzen sowie Vertreter absenden, welche unter Zuziehung der betreffenden Landesbehörden Auskunft an Ort und Stelle einziehen. Das war der Grund, weshalb ich diese Frage nochmals aufgerollt habe. Ich habe nunmehr den dringenden Wunsch, daß das Gesundheitsamt, beziehungsweise der neue Gesundheitsrat sich mit dieser Materie beschäftigen möge. Denn, wenn wir warten sollen, bis in den einzelnen Landtagen, bis in den einzelnen Kommunen etwas geschieht, dann wird in absehbarer Zeit überhaupt nichts geschehen.

Im größten Bundesstaat, den wir in Deutschland haben, in Preußen, hat sich, außer den Sozialdemokraten, noch kein Mensch gefunden, der es der Mühe wert gehalten hat, einmal den Finger in diese Wunde zu legen. Und nun gar der Landtag, dieses Junkerparlament! Wer die Zusammenlegung des preussischen Abgeordnetenhauses kennt, der weiß, daß diese „Vollvertretung“ für alles andere, nur kein Geld für Kulturaufgaben übrig hat. Selbst wenn die Herren von der liberalen Partei dort mal den Mut bräuen, Verbesserungen für das Warte- und Pflegepersonal in den staatlichen Anstalten zu beantragen, dann müßten sie sich von den Herren Junkern lassen lassen: legt doch erst einmal vor eurer euren Tür. Dort haben wir schon einigen Einfluß; wir haben eine ganze Reihe von Vertretern in dem roten Haus. Aber die Majorität der Stadtverordnetenversammlung sträubt sich mit Händen und Füßen dagegen, nur einen Einsinken unserer Angehörigen in die Krankenhausdeputation hineinzu lassen. Ich habe die Hoffnung, daß, wenn wir nur erst mal einen hineinbekommen, dann der Anfang gemacht wurde, um endlich bessere Verhältnisse in den städtischen Anstalten für die Patienten sowohl als für das Warte- und Pflegepersonal zu schaffen.

Nun denken Sie aber mal an andere Kommunen! Eine ganze Reihe, die Mehrzahl möchte ich sagen — ist materiell nicht in der

Lage, in dieser Sache etwas zu tun; sie haben nicht die Mittel und können sie auch nicht aufbringen. Und wenn Sie die Stadtvertretungen anlehen, so haben auch manche davon gar nicht den guten Willen, etwas zu tun. Denn sie und ihre Angehörigen sind es ja nicht, die in die Krankenhäuser hineinkommen, nein, es sind die Arbeiter. Ja, die Arbeiter, die sind für den Bourgeois nur eine „quantité négligeable“, die für ihn nicht in Betracht kommt. Da ist für mich charakteristisch ein Vorfall, der gleich ein paar Monate nach meinem Vorgehen hier im Reichstag sich abgespielt hat. Ich weiß nun nicht, ob auf Veranlassung der Reichsregierung eine Revision in den Krankenhäusern angeordnet worden ist; mir ist nur bekannt geworden, daß eine Reihe von solchen Revisionen stattgefunden hat. Nach einigen Wochen, nachdem ich verschiedene Mißstände hier zur Sprache gebracht, las ich in der Provinzialpresse, daß in einer kleinen Stadt der dorthin gesandte Regierungsvertreter eine Reihe von Mißständen beseitigt zu sehen wünschte. Der Magistrat machte daraufhin eine Vorlage an die Stadtverordnetenversammlung. In dieser Stadtverordnetenversammlung war es — man höre! — sogar ein Vertreter der dritten Abteilung, welcher den traurigen Mut besaß, diese für die Allgemeinheit nützliche Vorlage zu bekämpfen. Wenn man das alles ausführen wollte — es war nur eine kleine Maßregel, welche wenige Kosten beanspruchte — dann würden, so ungefähr führte der „würdige Vertreter der dritten Klasse“ aus, die Arbeiter überhaupt nicht arbeiten, dann würden sie einfach in die Krankenhäuser gehen und dort faulenschen. Hör! hör! bei den Sozialdemokraten.) Das Krankenhaus sei schon viel zu gut eingerichtet; wenn das noch besser werden sollte, gäbe es neue Steuern, und dafür sei er nicht zu haben. Sie sehen also, meine Herren, wenn nicht von hier aus der Antos geschicht, wenn nicht der Reichs-Gesundheitsrat oder das Reichs-Gesundheitsamt sich der Mühe unterzieht, etwas in der Sache zu tun, dann bleibt alles beim alten.

Es müssen vor allen Dingen erst mal die gesammten Lohn- und Arbeitsbedingungen des Warte- und Pflegepersonals in allen Kranken- und Heilanstalten unterrichtet werden. Ich spreche den dringenden Wunsch aus, daß das Gesundheitsamt beziehungsweise der Reichs-Gesundheitsrat sich an den Herrn Reichsanwalt wenden möge, um denselben zu veranlassen, eine statistische Erhebung in dieser Frage anzuordnen. Am besten würde sich die Kommission für Arbeiterstatistik für diese Untersuchung eignen. Eine solche Untersuchung aber ist dringend notwendig. Privatuntersuchungen sind hier nicht am Platz, solche werden auch immer große Mängel haben; denn es ist sehr schwer für einen einzelnen fast unmöglich, die Verhältnisse der Krankenhäuser von ganz Deutschland zu untersuchen. Das kann nur eine staatliche Behörde. Nehmen Sie aber wirklich mal eine solche gründliche Untersuchung vor, dann würden Sie die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, meine Herren, über die Zustände, wie sie leider in den heutigen staatlichen, kommunalen und privaten Krankenhäusern noch bestehen. Trotzdem, daß in den letzten Jahren vieles besser geworden ist — denn die Verhältnisse lagen früher noch schlechter — gibt es viel zu verbessern. Es konnte aber heute schon viel besser sein, wenn die bestehenden Klassen nur den guten Willen hätten, etwas zu tun. Mit schönen Worten, wie wir sie auch von dem Herrn Abgeordneten Prinz Carolath zu hören bekommen haben, geschieht allerdings nichts, auch nicht, wenn Sie meine Ausführungen zustimmen und die bestehenden Zustände bedauern. Hier können nur Taten helfen. Aber freilich — die kosten Geld, viel Geld.

Der Herr Vertreter des Reichs-Gesundheitsamts hat im vorigen Jahr ausdrücklich versprochen, daß in dieser Frage etwas geschehen solle. Meine Herren, ich frage nunmehr: was ist denn eigentlich geschehen? Nichts! oder doch fast nichts! Wir ist nur von dem einen Krankenhaus, in dem ich gelegen habe, eine kleine Besserung bekannt

geworden; da sind z. B. die Schweinereien mit den Desinfektionsapparaten beseitigt worden; aber die traurigen Badeeinrichtungen bestehen nach wie vor. Ebenso ist etwas wesentliches für die Wärter und Wärterinnen geschehen. Dieselben haben ein paar Mark Zulage bekommen; ich glaube, das Anfangsgehalt für gelernte Wärter beträgt jetzt 27 Mark. Auch die Arbeitszeit und die Zahl der Wärter ist dieselbe geblieben, und die Folgen dieser Zustände bestehen ruhig weiter. Und hier lagen ja die Verhältnisse ganz besonders trag.

Meine Herren! Sie sehen hieraus, daß man solche Mißstände nicht so ohne weiteres beseitigen kann oder nicht will beseitigen. Sie werden dann auch weiter sehen, daß es hier wirklich heißt: die bessernde Hand anlegen. Wenn Sie die bessernde Hand ernstlich anlegen wollen, dann müssen Sie allerdings ganz gewaltig in den Geldbeutel greifen. Wenn Sie weiter den heutigen wissenschaftlichen Verhältnissen angepaßte Zustände in den Krankenhäusern schaffen wollen, dann müssen Sie Millionen und Millionen dafür aufwenden, dann müssen Sie das Ärzte- und Wärterpersonal verdoppeln, ja verdreifachen und die Krankenhäuser verzehnfachen, um überhaupt nur Raum für alle Kranken zu haben. Das kostet Geld, Geld und wieder Geld, und für Kulturaufgaben haben wir ja eben kein Geld übrig. Um das Christentum nach China und anderen erotischen Ländern zu tragen, werfen Sie Hunderte von Millionen hinaus; unser letzter glorreicher Abtsfeldzug nach China hat uns das schlagend bewiesen. Es sind weiter in den letzten Tagen schöne Worte über das Christentum gefallen, es ist hier sogar gesprochen von den Segnungen des Christentums in Bezug auf die Arbeiter. Ja, meine Herren, wenn Sie wirklich Christen sein wollen, wenn Sie auch wirklich praktisches Christentum pilgen wollen, hier ist Ihnen dazu Gelegenheit gegeben: helfen, unterstützen Sie uns bei unserem Vorhaben, damit endlich in unseren Kranken- und Heilanstalten Zustände geschaffen werden, die eines Kulturstaates im 20. Jahrhundert würdig sind! (Bravo! bei den Sozialdemokraten.)

(Fortsetzung folgt.)

Arbeitslosen-Unterstützung für das Krankenpfleger-, Bade- und Massage-Personal.

Zu dem Artikel unter dieser Überschrift in voriger Nummer möchte ich bemerken, daß diese Frage für uns immerhin von unheimlicher Bedeutung ist. Wenn wir Krankenpfleger, Pflegerinnen, Bademeister, Masseure und Heilgehilfen uns überlegen, in welcher mühsamen Lage wir uns befinden, und dabei besonders 1. den langen und aufreibenden Dienst, 2. die niedrige Entlohnung, 3. die schlechte Beköstigung und 4. die größtenteils unwürdige Behandlung ins Auge fassen, so müssen wir ohne weiteres zugaben, daß unser Beruf noch lang, seine sichere Existenzgrundlage bietet. Viele Kollegen werden ihre Stellung, so ungern sie dies tun, vielmehr als einen Notbehelf betrachten. Der Stellenwechsel ist wohl kaum irgendwo so stark wie bei uns, und mit der Arbeitslosigkeit rechnet jeder von uns als eine unangenehme, aber sichere Berufsfrage. Wie mancher Kollege und manche Kollegin hat schon Not und Hunger gelitten in der Zeit der Stellenlosigkeit und war gezwungen, die erste schlechteste Stelle wieder anzunehmen. Die Arbeitslosen-Unterstützung würde uns vor solch miserablen Situationen, die oftmals noch schlechter sind als die verlassene, schützen. Dadurch könnte nach und nach eine Verbesserung der Verhältnisse bewirkt werden. Dann ist die Arbeitslosen-Unterstützung für uns ein vorzügliches Bindeglied in der Organisation. — Es fragt sich nur, ob das Gros der organisierten Kollegen und Kolleginnen unter den jetzigen Verhältnissen für diese Einrichtung zu gewinnen ist und ob es umstände oder gewiß ist, das kleine Opfer von 10 Pf. höheren Wochenbeitrag aufzubringen, denn es darf nicht vergessen werden, daß auch die Verbandsbeiträge im allgemeinen erhöht werden müssen. Dieser Umstand würde besonders für die verheirateten Kollegen sowie auch für die Kolleginnen sehr ins Gewicht fallen. Sind doch die verheirateten Kollegen schon jetzt sehr schwer für die Organisation zu gewinnen und müssen bei ihren niedrigen Einkünften jenen Reichsnickel, den sie ausgeben wollen, oft umdrehen. Somit müssen wir uns fragen, ob durch die Einführung einer Arbeitslosen-Unterstützung nicht gar das Gegenteil von dem erreicht wird, was wir erreichen wollen. Der Schreiber dieser Zeilen steht auf dem Standpunkt, daß es notwendig ist, eine derartige wichtige Angelegenheit schon jetzt recht gründlich zu ventilieren, und es wäre sehr mit Freude zu begrüßen, konnte eine derartige Einrichtung, die der ganzen Kollegenschaft zum Wohle gereichen würde, in nicht allzu ferner Zeit Tatsache werden. M. S.

Aus unserer Bewegung.

Berlin. Irrenanstalt Herzberge. Schon seit längerer Zeit ist hier ein großer Teil der Pfleger ungehalten über das allzu „schonbändige“ Auftreten des Herrn Oberpflegers Gläser. Dieser Herr hält es mit seiner Würde vereinbar, das ihm unterstellte Personal unausgesezt mit allerhand Epithetenseiten und ironischen Bemerkungen zu traktieren. So hat der genannte Herr unter anderem eine sogenannte „Parole“ eingeführt, die zu erteilen nicht selten bis um 1^{1/2} Uhr dauert, trotzdem die Dienstordnung vorschreibt, daß der Dienst um 8 Uhr beendet sein soll. Am 27. Juli konnte es der Herr Oberpfleger nicht unterlassen,

„seinem“ Personal wieder eine sogenannte Moralspredigt zu halten, in der er unter anderem sagte, viele Pfleger verstehen sich noch nicht zu kleiden. Dabei fallen dann allerlei Seitenhiebe ab für diejenigen Kollegen, die er „besonders leiden mag“. Diese Kritik beleidigte natürlich die Pfleger, denn jeder kleidet sich so, wie ihm die Sachen zur Verfügung gestellt werden. Werden keine passenden und sauberen Sachen geliefert, so kann man billigerweise nicht verlangen, daß die Pfleger gezeichnet und gebügelt auftreten. Der Wunsch dieser Herr Gläser, daß die Pfleger in Frack oder Smoking, weißer Weste und dito Hinde sowie Hat und Cloaque den Dienst versehen: Dann soll er bei der Anstaltsleitung diesbezügliche Anträge stellen, aber das Personal nicht überflüssigerweise belästigen und verdrossen machen. Aber allen Ernstes hat der Herr Gläser neulichst befohlen, daß jeder „feiner“ Pfleger weiße Wäsche, mindestens aber einen Kragen tragen soll. Dem Herrn Sanitätsrat und dem Herrn Geheimrat nicht minder sagt er (natürlich so, daß sie's nicht hören) Rücksichtslosigkeit nach, weil sie sich angeblich um die Kragen Geschichte nicht kümmern. Anheres Erachtens hat Herr Oberpfleger Gläser gar kein Recht, eine Kleiderordnung zu erlassen. Ganz abgesehen hiervon aber tragt es sich, ob es zweckmäßig ist, unter der blauen Anstaltskleidung weiße Wäsche zu tragen, wegen des Abtärbens. Wer soll die Wäsche bezahlen? Ferner ist derartige Wäsche für diesen Anstaltsdienst unpraktisch. Die Anstaltskleidung könnte ja besser sitzen. Nach einem Herrenmode-Journal scheinen die Dienstjacken gerad: nicht gearbeitet zu sein und der Jackenlängen ist meistens 5–10 Zentimeter zu weit. Kein Wunder, wenn die Dienstkleidung nicht adrett sitzt. Daran tragen doch die Pfleger keine Schuld; da mag Herr Gläser seine Beschwerden an eine andere Adresse direkt richten.

Vor allen Dingen verlangen wir vom Oberpfleger Gläser, daß er sich den ertzen Pflegern gegenüber eines anständigen Tones bezieht und seine „Schmid“ für sich behält. Er hat nichts weiter zu tun, als seinen Dienst vorchriftsgemäß auszuüben und sich sonst ruhig zu verhalten.

Haben Sie das verstanden, Herr Oberpfleger Gläser!

Berlin. Anstalt Herzberge. Am 7. August fand bei Gebr. Arnold in Lichtenberg eine gut besuchte Versammlung statt. Kollege M. Dentsche hielt einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über das Thema: „Warum müssen wir uns organisieren.“ Ausgehend von der Entwicklung der Technik und der wirtschaftlichen Verhältnisse, erörterte der Redner die Nischenkämpfe zwischen Kapital und Arbeit und kam, auf unseren Beruf übergehend, auf die Anstaltsverhältnisse im allgemeinen zu sprechen. Er zog den Schluß, daß es auch uns gelingen wird, je mehr wir Mitlieder haben und wir unsere Organisation ausbauen, desto leichter bessere Verhältnisse in unserem Beruf herbeizuführen. Nachdem noch die Kollegen Wagner und Mehlitz im Sinne des Referats gesprochen, fand folgende Resolution einstimmige Annahme:

In Erwägung,

daß in Anbetracht der langen Dienstzeit und der beschränkten Freiheit Körper und Geist des Pflegepersonals leiden, daß ferner die Dienstsituation recht mangelhaft ist und daß die Lohnverhältnisse nicht befriedigen, versprechen die Versammelten, mehr wie bisher für die Organisation und für unsere Forderungen einzutreten und nicht eher zu ruhen, bis die Forderungen erfüllt sind.

Bei Punkt „Verständens“ präsentierte ein Kollege zur großen „Heiterkeit“ einen Luller mit selbst riedender sogenannter Liebig*) pardon! — Rettung, die uns am selben Abend wieder einmal verabsolut wurde. Als dann noch darüber Klage geführt wurde, daß es sogar noch einige Pfleger gibt, die ihre wenige Freiheit lieber in Anleihen totschlagen, anstatt in die Versammlungen zu kommen, und es daher kein Wunder ist, daß unter den Kollegen oft der größte Neid und Streit herrscht, wurde die Versammlung mit einem kräftigen dreimaligen Hoch auf die Entwicklung unserer Organisation geschlossen. — Nach der Versammlung fand Tanz statt, und einzelne Kollegen verstanden es gut, alle Anwesenden mit humorvollen Beiträgen zu unterhalten. Mehrere Betriebsarbeiter traten wieder unserem Verband bei. Hoffen wir, daß sie uns von jetzt ab treu bleiben und stets die Versammlungen besuchen.

— Abgelehnte Forderungen! Wie notwendig es ist, daß die Kollegen und Kolleginnen allezeit fest zusammen halten und gemeinschaftlich vorgehen zeigt wieder einmal zur Genüge die ablehnende Haltung der Direktion der Irrenanstalt Herzberge gegenüber den letzten Eingaben. Auf die durch den Arbeitsaustausch am 10. Mai 1905 eingereichten Forderungen (siehe Sanitätswarte No. 4, Jahrgang 5) erging am 19. Juli 1905 folgender Bescheid:

1. Der Antrag zu 4 wird abgelehnt. (Zum zweiten Male!) Den Anträgen zu 1, 2, 5, 9 und 10 kann mangels der erforderlichen Mittel für das Etatsjahr 1905 nicht entsprochen werden: endgültige Entscheidung bleibt vorbehalten. 2 und 3 pp.

Berlin, den 13. Juli 1905. Deputation (gez.) Straßmann.

*) Die Wurst ist, um Verwechselungen zu vermeiden, nicht nach dem berühmten Chemiker Justus v. Liebig, der so dankenswerte Verbesserungen in der Nahrungsmittel-Industrie durchführte, benannt, sondern nach einem Inspektor der Anstalt, der auch Liebig heißt und dieses edle Fleischprodukt ausgibt.

Ferner wurde nicht bewilligt die Forderung der Landarbeiter, die da lautet: Verkürzung der Arbeitszeit um täglich eine halbe Stunde, sowie Punkt 9: Für alle landwirtschaftlichen Arbeiter, welche noch nicht einen Tagelohn von Mark 3.50 erhalten, diesen Satz als Minimallohn festzusetzen und für diejenigen Arbeiter, welche über 10 Jahre im Anstaltsdienste beschäftigt sind, einen Lohn von Mark 4.50 gewähren zu wollen, unterliegt der Genehmigung der städtischen Behörden. Auf den Punkt 5 ist überhaupt keine Antwort erteilt worden, warum, das wissen die Götter. Wenn diese beschriebenen Forderungen nach Ausfüllung eines Etats nicht mehr berücksichtigt werden können und erst im nachjährigen Etat berücksichtigt werden sollen, ist der feste Zusammenhalt des gesamten städtischen Irren- und Krankenhausepersonals erst recht geboten. Kollegen und Kolleginnen zieht alle daraus die rechte Lehre und sorgt dafür, daß unsere Stimme zur nächsten Erörterung rechtzeitig und laut genug erhoben wird.

Berlin. Eine Maßregelung im **Seuchenhause** (Fröbelstraße). Herr Inspektor Pieper, der beim Personal wegen seiner Willkürherrschaft sehr wenig beliebt ist, hat untern Vertrauensmann und Kollegen Ebner plötzlich entlassen, weil dieser eine Petition bei den Kollegen und Kolleginnen zur Unterschrift herumgehen ließ. Der Kollege Ebner hatte sich im Dienste stets ordentlich und einwandfrei geführt und Herr Pieper ist schon von je her der Organisation nicht grün gewesen. Natürlich werden wir diesen Gewaltakt nicht so ruhig hinnehmen und Herr Pieper wird bald erfahren, daß auch andere Leute, nach deren Urteil er sich zu richten hat, diese Maßnahmen verurteilen. Bisher wird die Sache der zuständigen Deputation unterbreitet werden. Wir wollen doch einmal sehen, ob die städtischen Anstalten lediglich dazu da sind, einzelnen, zur Willkürherrschaft neigenden Leuten, als Kasse zu dienen.

Gerichts-Zeitung.

Um Mißhandlungen von Geisteskranken in der Irrenanstalt zu Verberge Berlin drehte es sich in einer Privatklage, die der Oberwärter Artur Gläser aus Vichtenberg gegen den Pfleger Max Weiß angestrengt hatte. Der Kläger Gläser ist seit längerer Zeit in der Irrenanstalt Verberge als Oberwärter angestellt. Ende Dezember 1903 teilte der Besagte Weiß der Anstaltsdirektion Verberge mit, daß sich Gläser der Mißhandlung des geisteskranken Photographen Schmidt, der sich in Verberge befindet, schuldig gemacht habe. Weiß schilderte diesen Vorgang folgendermaßen: Am Sommer 1903 wäre er in dem Lazarettraum Saal 12 beschäftigt gewesen. Der geisteskranke Schmidt, der interniert war, benahm sich wiederholt so laut, daß er die übrigen Kranken störte. Eines Tages habe sich Schmidt besonders widerfällig benommen, er sollte deshalb den sog. „festen Anzug“, eine Art Zwangsjacke, anziehen, weigerte sich indessen, dies zu tun. Der Oberpfleger Gläser habe daraufhin den Geisteskranken an der Kehle gepackt, ihn wiederholt ins Gesicht geschlagen und ihn dann mehrere Male mit dem Kopf gegen die Wand gestoßen. Er, Weiß, wäre Zeuge dieser Szene gewesen und habe sich sehr darüber entrüstet. Der in dieser Weise beschuldigte Oberpfleger strengte gegen Weiß die Privatklage wegen verleumdender Beleidigung an und erzielte unter Beistand des Rechtsanwalts Bahn eine Verurteilung des Weiß zu 50 Mk. Geldstrafe, trotzdem ein Zeuge, der Pfleger Diebold, befandete, daß Gläser tatsächlich mit der Faust den Geisteskranken ins Gesicht geschlagen habe. Der Beurteilte legte gegen das schöffengerichtliche Erkenntnis Berufung ein, die nunmehr vor der 6. Strafkammer des Landgerichts II zur Verhandlung kam. In der Berufungssitzung behauptete der Besagte nach wie vor, daß der Oberpfleger Gläser den geisteskranken Schmidt durch Faustschläge mißhandelt habe. Der als Zeuge vorgekommene Pfleger Diebold behauptete dies auch, setzte sich aber mit Weiß in gewisse Widersprüche. Der Gerichtshof nahm an, daß der Fall nicht genügend aufgeklärt sei, zum mindesten habe der Besagte Weiß aber in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt, die ihm nach § 193 des St.-G.-B. eine Straffreiheit zusichere. Das erste Urteil wurde deshalb aufgehoben und Weiß freigesprochen.

Verschiedenes.

Brandenburg a. O. Eine außerordentliche Stadtverordneten-sitzung berohete sich im Juni dieses Jahres u. a. auch mit der Frage des Personalpersonals im Seuchenhause. Um dem häufigen Personalwechsel vorzubeugen, wurde beantragt, dem Personal nach einjähriger Dienstzeit die Remuneration von 300 Mk. auf 360 Mk. zu erhöhen. Die Versammlung stimmte dem zu.

In der Heil- und Pflege-Anstalt Emmendingen, bekanntlich der größten des bairischen Landes, wurden im vorigen Jahre verpflegt 882 männliche und 802 weibliche Kranke, zusammen 1684 Kranke in 516 021 Arztbesuchsstunden.

Die „Stadt der Wahnsinnigen“. Eine der merkwürdigsten Einrichtungen in Europa stellt das Städtchen Gheel bei Antwerpen dar. Es ist buchstäblich eine „Stadt der Wahnsinnigen“, in der diese friedlich bei einander wohnen, in den Straßen umherirrenden, in den Cafés Ertränkungen nehmen und ihrem Tagewerk oft vielleicht mit mehr Verstand nachgehen, als viele würdige Bürger, die im Aufseher, geteilt an Körper und Geist zu sein. Die Stadt beherbergt

etwa 1500 Irre, die von den Bewohnern als Pensionäre aufgenommen worden sind; es sind jedoch nur harmlose Kranke, denn die gefährlichen kommen in die weiter abliegenden Dörfer oder in die Anstalt. Man sucht auf die Kranken nur moralisch einzuwirken, und es sind in der Tat manche Heilungen der Güte und dem Takte der Bewohner zu verdanken. Die Preise für „Unschuldige“, so sagt man in Gheel, schwanken zwischen 240 bis 2400 Mark jährlich, je nach dem Grade des Luxus, den der Kranke beansprucht. Wieviel er aber auch zahlt, er wird immer von der Familie, bei der er wohnt, verhätschelt. Die Bewohner von Gheel verstehen sich auf die Behandlung von Berrückten ganz ausgezeichnet; das ist die Folge jahrhundertelanger Erfahrungen, die vom Vater auf den Sohn überliefert werden. Der Kranke ist wirklich der Gast des Hauses. Er bekommt den zehnstuhl und den besten Platz bei Tische, er genießt die meiste Aufmerksamkeit, und so lernt er immer mehr den Wert der Achtung schätzen, die man ihm zollt, und bemüht sich daher, seine Krankheit zu meistern, um seine Vorrechte nicht zu verwirken. Selbst die Kinder in Gheel sind an den Umgang mit Irren gewöhnt. Man sieht sie, wie ein englischer Besucher der Stadt schreibt, zu Dutzenden, wie sie Hand in Hand mit großen, robusten Männern gehen und vertraulich mit ihnen schwätzen. Ja, oft verlorgt der Kranke das Baby des Hauses; meist ist er ein vorzüglicher Bäcker. Natürlich wimmelt es in Gheel von „Maitern“, „Königen“, „Königinnen“, „Millionären“, „Bärsken“, „Erzbischöfen“, „Papas“ usw. Die Bewohner der Stadt gehen willig auf diese Vorgesandten ihrer unglücklichen Gäste ein. Ein „König“ erzählt allen eben Anselkommenen, daß er zwei linke Beine habe und dementsprechend seine Stiefel und Hosen machen lassen müsse. Ein anderer alter Herr, der sich für den Papst in Rom hält, meint, er könne zum Himmel fliegen, im Augenblick sei er nur zu die. Sein Wirt ist sich einbar erdichtig, ihm bei einem Fluge aus einem Fenster des zweiten Stockes zu helfen; aber er warnt ihn doch, er könnte fallen und sich den Hals brechen, worauf der „Papst“ lieber bis „nach dem Tee“ wartet. Ein jüngerer Mann sucht immer nach einem Beil; er lebt in dem Wahn, er sei plöglich so stark geworden, daß er den Türingang abhauen müsse, um ein- und auszugehen zu können. Ein anderer wieder bittet die Fremden in den Straßen Gheels trauernden Augen um Schutz gegen einen schrecklichen Krienschnetterlina, der ihn angreifen und sein Gehirn essen wolle. Wieder einer hält sich für ein Samenorn und bittet, man möchte ihn doch in die Fische stecken, damit ihn der Wind nicht fortbläst. Vor kurzem war einer der „Unschuldigen“ schrecklich aufgeregt, weil er sich für ein Seifenorn hielt und glaubte, die Vogel würden ihn verschlucken. Sein Wirt beruhigte ihn aber und meinte: „Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie sicher sind, da die Vögel nur Hansfanten essen.“

In den Wirtschaftern in Gheel sind die Wirte sehr höflich und rücksichtsvoll gegen die „Unschuldigen“, gehen auf alle ihre Launen ein und führen annehmend ihre wildesten Wahnreden aus. Es ist ein merkwürdiger Anblick; aber es ist wirklich rührend, wie schonend, taktvoll und wohltuend die Leute mit den Unglücklichen umgeben. Das gänzlich fehlen jeden Zwanges würde die modernsten Irrenärzte in Erfahren setzen. Nervenärzte aus der ganzen Welt können denn auch nach Gheel, Kranke aus aller Herren Länder werden dorthin gebracht. Alle Ärzte, die dort gewesen sind, haben einen tiefen Eindruck von der Wirksamkeit der Behandlung empfangen, die sich nur auf Freundlichkeit und Takt beschränkt.

Die Mondshein-Dampferfahrt zum „Wenden-schloß“ bei Grünau.

(Fortsetzung und Schluß.)

Im Saal war inzwischen die Fiedel und die Flöte im besten Zuge und alles nützte den Augenblick, um einen „Schwinger“ zu riskieren. Daß dies ein kleines Wagnis war in der drangvoll fürchterlichen Enge, kann nicht geleugnet werden. So fand denn auch der Pariser wieder größere Anerkennung und der ganze Garten geriet in Drehung.

Leider, leider drohte, ach wie bald, die nahebe Abschiedsstunde. So blieb denn auch nicht recht Zeit, um den Vortragen eines singulären Kollegen und Komikers zu lauschen, ebensowenig konnte die geplante Festrede vom Stapel gelassen werden. Tanzen, nur tanzen wollte ein jeder.

Im gemessenen Sinne war es um so bedauerlicher, daß die Festrede nicht gehalten werden konnte, als eine Anzahl Kolleginnen und Kollegen erschienen waren, welche in Veranlassungen und Sitzungen nicht für uns zu haben sind. Ein weites Feld liegt hier noch vor uns. Es ist deshalb wohl angebracht, wenigstens den Gedankengang zu skizzieren, welchen der Festredner den Anwesenden hätte vor Augen führen können. Er konnte etwa folgendermaßen sprechen:

Werte Freunde und Festgenossen!
Es ist wohl das erste Mal, daß das Personal aller Kranken und Irrenanstalten in dieser kollegialen Weise zusammen kommt. Mögen in der Veranstaltung auch noch manche Mängel liegen, mag insbesondere die Unzuverlässigkeit der Schwabacher Gesellschaft, welche sich laut Kontrakt auf 11 Uhr Abfahrt verpflichtet hatte, so manchen für den Moment unzufrieden gemacht haben, das eine wird niemand bestritten können: alle sind Sie hier zu frohem Fest vereint und die Kollektalität, ja, die Solidarität wächst und muß wachsen unter dem Personal der Kranken- und Irrenanstalten.

Gewiß ist mancher, der dem Kollegen Dinge wegen der bösen Drängelei im stillen und teilweise auch laut die bittersten Vorwürfe gemacht hat, aber man sollte doch nicht vergessen, daß dies Arrangement das erste dieser Art ist, und daß ein Teil der Kollegen durch ihre Ungeduld selber die Unzufriedenheit der andern mit verursacht haben. Und sind die gebannten Beschwerden und Schwierigkeiten nicht belanglos gegenüber den tausendfachen Mühen des Tages, in denen ein jeder von Ihnen sich ablagern muß bei mangelhafter Kost und geringem Lohn? So erheben wir heute unsere Stimme und sagen es frei heraus angesichts der erschienenen Gäste und Verbandsmitglieder: Ihr selbst, Kolleginnen und Kollegen, seid mehr wie mitschuldig an den schlechten Zuständen in Eurem Beruf. Habt Ihr Eure Pflicht erfüllt? Wie steht Ihr zur Organisation? Seid Ihr eingetreten in die Reihen der Kämpfenden für bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen? So mancher unter Euch, wer te Festgenossen, wird mir sagen müssen, das ist noch nicht geschehen. Möge er auch den Nachsatz fügen: „Ich will aber jetzt meinen Pflichten nachkommen und dem Verbande beitreten.“ Denn eine Pflicht ist es, wer te Fremde, eine Pflicht nicht nur für Euch, sondern auch für Eure Nachfolger, für Eure Zukunft, für Euren Beruf.

Die erschreckenden Zustände für das Personal der Kranken und Anrenanstalten sind reichlich durch die „Sanitätswarte“ und an anderer Stelle aufgedeckt, und die Ihr tagtäglich darunter zu leiden habt, gehen Euch nicht endlich die Augen auf, daß es einmal anders werden muß? Und wißt Ihr einen andern Weg, als den der Organisation? Es gibt keinen! Na auch der eine oder andere von anderen Dingen eine Besserung erhoffen: die Kolleginnen von der Beirat, die Kollegen von dem Berufswahsel, das ist keine Lösung für die große Mehrzahl und hilft auch nicht vorwärts für den gesamten Beruf! Jeder soll sich fassen, in diesem Beruf stehe ich, hier will ich auch mithelfen, daß bessere Zustände werden. Und niemand ist zu klein oder unbedeutend, als daß er nicht seinen Platz einnehmen könnte in der Organisation.

Es muß ein Wandel eintreten, daß Ihr nicht für alle Zeiten wie Gesangene oder doch wie Gefinde behandelt werden könnt; es muß Euch einmal verdonnert sein, ein Vergnügen in Ruhe zu genießen! Nicht so wie heute in wilder Hast und in banger Sorge, ob Ihr auch rechtzeitig um 6 Uhr wieder am Platz sein könnt und nicht, indem Ihr auf Euren so notwendigen Schlaf ganz verzichtet! Nein, ein Vergnügen, ein Fest, wie es Schiller zum Ausdruck bringt in seinem Gedicht:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten wonnereunten,
Himmliche, Dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode frech getheilt,
Welter werden Fürstenbruder,
Wo Dein sanfter Nügel weilt!

Kolleginnen und Kollegen! Überall regt es sich bereits. Schon sind in den Anstalten die Geister erwacht und haben den Weg gefunden, der zum Ziele führt. Warum wollt Ihr noch länger abseits stehen? Hinein in die Organisation! Nehmt teil an dem großen Kampf, den die Arbeiterenschaft der ganzen Welt kämpft, den Kampf um die Befreiung aus der Lohnsnechtigkeit. Ihr, die besonders Ausgebeuteten und Verdrückten, müßt den Wandel selber herbeiführen helfen durch rege Mitarbeit und Eifer für die Organisation. Stellt Eure Forderungen, und Eure Lösung sei: „Wehe den Zufriedenen, denn sie hindern den Fortschritt! Wehe den Gleichgültigen, denn sie sind unsere Feinde!“ Ist es denn ein gottgewolltes Geheiß, daß Ihr in Eurem so pflichtreichen Beruf so wenig Rechte habt? Mit nichts! Darum fordert freie Zeit und höheren Lohn und ergreift die Waffen, welche Euch die Organisation bietet. Schlicht Euch zuwinnen, und mag auch beim ersten Ansturm nicht alles errungen werden, so laßt mit Luther:

„Und wenn die Welt voll Teufel war
Und wölk uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen.“

In diesem Sinne hätte der Festredner gesprochen, und wir wollen nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß es die Kolleginnen und Kollegen in der Hand haben, die r Worten ihrerseits die Tat folgen zu lassen. Die Resultate können alsdann nicht ausbleiben.

Doch zurück zu unserem Feste selber. Eine gewisse Unruhe überkam gegen 4 Uhr die meisten. Sie dachten an ihre „harte, harte Pflicht“, und so drängte alls zum 1. Dampfer, selbst die verlorren Karten aus dem Grunauer Walde fanden sich wieder ein. Schwer beladen dampfte das erste Schiff gegen 5 Uhr ab. Die Musik intonierte: „Weh, daß wir scheiden müssen“.

Eigentlich sollte der 2. Dampfer erst 5 Uhr abfahren, da aber einzelne sich nicht um den 1. Dampfer bemüht hatten und doch rechtzeitig in Berlin sein wollten, so mußten sie, circa 300, darunter leiden, und bereits gegen 4 Uhr ging auch der letzte Dampfer heimwärts. Wir wollen die Angriffe auf den armen, vielgelagerten Kollegen Dinge wegen der späten Rückfahrt hier übergehen. Die Kollegen werden sich bei genauem Ueberlegen auch wohl schon hinterher gefast haben, daß Kollege Heime alles getan hat, was in seinen Kräften stand. Gewiß, auch wir sind der Meinung, daß die Vergnügungskommission

etwas zahlreicher hätte sein können, aber es soll auch nicht unterlassen werden zu sagen, daß bei einigermaßen gutem Willen aller Beteiligten manches besser gelaufen hätte. Schließlich sind wir Großstadter ja an mangelhafte Verkehrsverhältnisse derart gewöhnt, daß wir sie meist von der humoristischen Seite nehmen. Also noch einmal: Kollege Heime hat nach besten Kräften sein Möglichstes getan, darum wollen wir ihm einen Generalpardon bewilligen!

Vor der 2. Dampfer die Heimreise antrat, hatte Kollege M. noch eine besondere Überraschung für die Abfahrenden in petto. Er produzierte sich als Fortschritter, und wir gesehen oben, daß uns ein paar mal um ihn hanate, als die Kasseten, Sonnen und Feuerweier von ihm in Bewegung gesetzt wurden. Leider war der völlig helle Morgen für ein erstvolles Feuerwerk nicht günstig gewählt, und so wußten die Kasseten mit ihren herabfallenden Strahlen mehr belustigend wie imponant! Kollege Dinge bewies auch hier wieder, daß er wie eine Venne (wenn der Ausdruck erlaubt ist) um das Wohl und Wehe seiner Anvertrauten bedacht war. Er „lette“ auch die letzten aus den Dampfern Ergehenden an Bord. Endlich schwante der Dampfer los, und erst jetzt kletterte auch Kollege M., ein anscheinend „See-lundiger“, mit jähem Schwünge auf das Hinterdeck des Schiffes. Kollege Heime war alsbald beruhiat.

Was nun noch folgte, ließe sich in wenig Worten wiedergeben, aber die Nichtteilnehmer sollen auch eine kleine Vorstellung bekommen von den Gemüthen einer solchen Fahrt, und so wagen wir es, noch ein wenig ins einzelne zu gehen. Die erste Erscheinung, welche allgemeines Hallo herbeirief, war ein früher Schwimmer. Dann wurden die vielen Anker beobachtet, welche in beneidenswerter Ruhe ihrer Beschäftigung oder richtiger gesagt ihrer Untätigkeit oblagen. Ein Scherzwort ergab das andere, und wenn auch mancher ein wenig derb wurde, die Anker verstanden den Spaß. Ja, ein etwas Rorpulenter gab sogar nach den Klängen unserer Musik einen Ruck im Sigen zum Besten, der ihm vollen Beifall eintrug.

Inzwischen wiegte auch Frau Sonne, daß sie schon wieder aufstanden, und mit blutrotem Schein durchbrach sie gewaltiam das dunkle Gewölke Aurora strahlte. U herall wichen auch die letzten Nebellichter und in wenig Minuten spiegelte das Wasser den ganzen Sonnenball wieder. Ein wunderbarer Anblick! Aber die Mehrzahl hatte nicht Zeit zum Naturbetrachten. Man wollte die kostbaren Stunden in ungebundenster Fröhlichkeit verleben, und so erscholl der Ruf: „Musik!“ Dabei hatte unsere Kapelle wahrhaft menschenmögliches geleistet. Indes wollen wir auch einmal indistret sein und verraten, daß sich auf der Rückreise verchiedentlich der Gesang unserer Musik einschlich: „Uns, wer, drei, vier, die Musik hat kein Bier.“ Erst, wenn ihrem Wunsche genüge getan wurde, ertentten ihre geschnittenen oder lustigen Weisen mit der eingeschalteten Strophe: „Sieben, acht, neun, zehn, wir danken auch schon.“

Alles in allem wuchs die Lustigkeit noch immer und wir beobachteten auf dem ganzen Schiffe nicht einen einzigen Müden oder gar Schlafenden, d. h. mit Ausnahme meiner lieben . . . doch schmeigen wir darüber. Daß die Seelut mit dem Traum und Traum manchen um Gleichgültigkeit gekempeit hatte, müssen wir der Gemüthsartigkeit halber auch verzeichnen. Nachdem indes die Sonne ihren rölligen Schimmer auf die Gesichter warf, konnten wir schädliche Spuren nirgends sehen, es sei denn, daß ein etwas bellisches Kleid, ein überlaut geführtes Gespräch mit den vorbeifahrenden Schiffen dazu gerechnet würde. Aber so was kommt bekanntlich in den feinsten Familien vor. Wir wollen es auch mit der Gemüthsartigkeit in der Berichterstattung nicht allzu ernst nehmen, und darum beden wir den Schlei der Nacht, den ja wenige von uns in diesen Feststunden gesehen, über all die Dinge vor, zwischen und nach den angeführten Ereignissen.

Eines aber, so meinen wir, soll unvergessen bleiben, nämlich der Wunsch und Wille, solche Feste noch antegender zu gestalten. Dann werden auch die kleinen Missethaten vollends in den Hintergrund treten. Noch wichtiger aber bleibt die schon angedeutete Notwendigkeit für größere Bewegungsfreiheit des Personals der Kranken und Anren-Anstalten zu sorgen. Dazu bedarf es aller Kräfte, vor allem größter Einigkeit und Eiferwilligkeit der Kolleginnen und Kollegen.

Soll das große Werk gelingen, daß sich unser Verband um Ziel gesetzt hat, so muß sich jeder Kollege, jede Kollegin sagen: Auch Du gehörst zur großen Armee, welche die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse, die Pflege der Kollegialität und Gesellschaftlichkeit auf ihr Banner geschrieben hat, tue Deine Pflicht, wirke und strebe für die Organisation!

Anzeigen.

Eine Licht- und Bade-Anstalt

ist unter günstigen Bedingungen zu verkaufen. Näheres durch den Zentral-Stellen-Nachweis, Berlin W. 30, Winterfeldstr. 24.